

---

„WER BESTIMMT, WAS GUT IST?“

---

**D**r. Birgit Dahlke ist wissenschaftliche Assistentin am Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität Berlin. Sie promovierte mit einer Arbeit zur inoffiziellen Literatur-Szene der DDR. Neben ihren zwei Monographien veröffentlichte sie auch zahlreiche Artikel und Beiträge. Ihre Tätigkeiten schließen die Organisation und Moderation von Lesungen in verschiedenen Literaturhäuser Berlins mit ein. Seit 2006 wurde sie mehrmals ausgezeichnet und fungierte als Gastprofessorin an der Université de Toulouse le Mirail im Rahmen eines Erasmus-Dozentaustausches, bekam eine DAAD-Gastprofessur an der University of Nottingham sowie eine Max-Kade-Professur an der University of Illinois at Urbana-Champaign. Am 2. Mai 2008 hielt sie einen Vortrag an der University of Cincinnati zum Thema Berlin als Ort politischer Projektionen – davor sprach sie mit *Focus*.

**FOCUS** Sie sind geborene Ost-Berlinerin. Ohne Frage beeinflusst dies die Herangehensweise sowie die Themenwahl Ihres Buches *Papierboot* (1997). Inwiefern bereichert das Ihre akademische Tätigkeit?

**BIRGIT DAHLKE** Mit der ostdeutschen Biographie sind ja gleich mehrere Erfahrungen verbunden. Die Doktorarbeit wurde im Osten angefangen und im Westen verteidigt. Die Erfahrung eines gesellschaftlichen Systemwechsels wird man nie mehr los. Noch heute, zwei Jahrzehnte nach 1989, nehme ich mich an deutschen Universitäten als Outsiderin wahr, ich habe nicht von der Pike auf gelernt, mich auf dem Bewerbungsmarkt strategisch zu bewegen, verfüge nicht über ein gleich großes Netz an MentorInnen und akademischen Bezugspersonen. Eine andere Ebene ist, dass ich qua Sozialisation gelernt habe, auf soziale Unterschiede und Diskriminierungen zu achten. Noch an neuester Lyrik und Prosa interessiert mich vor allem diejenige, die soziale Widersprüche unserer Zeit erfasst. Gegenüber anders ausgerichteter Literatur bin ich damit natürlich blind, die beurteile ich oft überaus hart. Insofern beeinflusst die Biographie meine Perspektive auf Literatur durchgängig.

---

**FOCUS** Inwiefern versuchen Sie, diese Perspektive zugunsten akademischer Objektivität zu unterdrücken?

**BD** Ich habe Ende der 90er Jahre für eine Zeit aufgehört, über DDR-Literatur zu schreiben, brauchte Abstand. Die Anforderung, in der Habilitation einen zeitlich und systematisch anderen Gegenstand zu bearbeiten als in der Dissertation, war hilfreich. Auch in der Lehre wählte ich z.B. die Romantik, um meine Urteile über in der DDR entstandene Literatur literaturgeschichtlich zu relativieren.

Inzwischen bin ich wieder neugierig. Durch die zeitliche Distanz und erweiterte kulturelle und soziale Erfahrung hat sich mein Blick verändert, ist analytischer geworden. Aus historischem Abstand erscheint mir anderes als DDR-spezifisch und hervorhebenswert als vor und kurz nach 1989. Ich bin nicht mehr so sehr in die deutsch-deutschen Deutungskämpfe verwickelt. Zugleich vergesse ich nie, dass ich aus der Gruppe meiner befreundeten WissenschaftlerInnen an der Akademie der Wissenschaften der DDR fast die einzige bin, die (noch) an einer deutschen Universität angestellt ist. An meinem Institut an der Humboldt-Uni sind noch genau zwei ostdeutsche Habilitierte tätig, eine davon bin ich. Das ist eine Entwicklung, die nicht zu akzeptieren ist.

**FOCUS** Würden Sie sagen, dass es eine Art Mauer innerhalb der akademischen Landschaft gibt?

**BD** Es wurden nicht systematisch Ostler aus den Universitäten getrieben. Aber die „Abwicklung“ sämtlicher DDR-Forschungsinstitutionen traf mit der Stellensuche arbeitsloser Westwissenschaftler zusammen. Nicht wenige meiner heutigen KollegInnen bekamen Ihre Professur an der HU infolge der gezielten Angleichung ostdeutscher Universitäten und Akademien an westdeutsche institutionelle Strukturen. Das war ihre Chance. Manche wissen das auch. In der ersten Hälfte der 1990er Jahre, als der Eliten-Austausch vor sich ging, waren meine KollegInnen und ich strategisch nicht darauf vorbereitet, um Stellen zu kämpfen. Das war die selbe Zeit, in der sich für uns in allen Lebensbereichen alles grundlegend änderte. Ich habe für die Erhaltung des § 218 (Recht auf Abtreibung)

---

---

gekämpft, für den Kindergarten und das Schulesen meiner Kinder, ich habe gegen die Auflösung der Akademie der Wissenschaften und gegen gänzlich undemokratisch erfolgende Straßenumbenennungen sowie gegen den Paragraphen 218 demonstriert und mich für die neuen jungen AutorInnen, literarischen Kleinstverlage und –zeitschriften eingesetzt. Ich war im frisch gegründeten Unabhängigen Frauenverband aktiv, musste lernen, gegen den unbekannt-privaten Vermieter meiner Wohnung zu klagen und das westdeutsche Mietrecht oder Krankenversicherungssystem zu verstehen. Wie meine eigene zerbrachen auch viele Ehen meiner Freundinnen in dieser verrückten Zeit. Wir waren plötzlich alleinerziehend mit kleinen Kindern und Geldsorgen, zugleich mitten drin in der nach der langen Zensurzeit aufblühenden kulturellen Szene Berlins. Ich war so oft es ging, auf Lesungen, in Ausstellungen und Konzerten. Ich diskutierte nächtelang mit alten und neuen Freunden, was aus der DDR werden könnte und inwiefern meine politischen Ideale und Überzeugungen sich als illusionär herausgestellt hatten. Mein ganzes Welt- (und Selbst)bild geriet ins Wanken. Es war harte Arbeit, wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Man hat das auch falsch eingeschätzt, worauf man sich jetzt konzentrieren müsste. In dieser aufregenden Umbruchssituation hätten wir unsere Kräfte auf die private Bewerbungsstrategie konzentrieren sollen? Ich war ja nicht nur Wissenschaftlerin, ich war jung, eine Frau, Mutter, Tochter, Freundin, Sozialistin, Einwohnerin, Bürgerin, Leserin, Mieterin, Patientin, Kundin. Keine dieser Rollen blieb vom Kollaps der DDR unangetastet.

**FOCUS** Hat die Wende die kulturellen Unterschiede vertieft oder zu einer neuen Identitätsbildung beigetragen?

**BD** Westdeutsche mussten sich nicht neu definieren, bis heute müssen sie das nicht. Sie verkörpern wie selbstverständlich die Norm, die „Normalität“. Schon indem man das ausspricht, bezieht man eine Minderheitenperspektive. Ich rede ja bewusst nach wie vor von West- und Ostdeutschen. Ich kann das jetzt hier formulieren, aber man liest diese Sichtweise nicht in einer bedeutenden deutschen Zeitung. Nach wie vor lebt die Mehrheit der Westdeutschen in Stuttgart, Koblenz oder Mühlheim, als ob sich 1989 nichts Entscheidendes verändert hätte. In Berlin ist

---

das ein bißchen anders, da gibt es durch die noch gegenwärtige gegenständliche Realität der Mauer natürlich mehr Berührungspunkte und damit auch Störfaktoren.

Ostdeutsche Intellektuelle und KünstlerInnen mussten sich im Ergebnis des Zusammenbruchs der DDR anders definieren: Ich bin in Ordnung, ich bin gut, auch wenn westdeutsche Maßstäbe etwas anderes behaupten. Öffentliche Entwertungen bringen natürlich auch Trotz ins Spiel: Warum soll ich Maßstäbe anerkennen, an deren Formulierung ich nicht beteiligt bin. In den ersten zehn Jahren nach 1989 flüchteten viele Ostdeutsche in die Ostalgiewelle, das war oft unproduktiv, hat sich inzwischen auch erledigt, hoffe ich.

**FOCUS** Sie haben in den letzten Jahren an vielen verschiedenen Universitäten unterrichtet, außer in Deutschland auch in Frankreich, Großbritannien und nun gerade in den USA. Alles erst seit 2006. Was haben Ihnen diese internationalen Erfahrungen gebracht?

**BD** Ich habe ja nicht „das“ amerikanische und englische Universitätssystem kennengelernt, sondern zwei englische und eine amerikanische Universität. In Toulouse war ich nur kurz und da war Studentenstreik.

Meine Arbeit in Nottingham und Urbana-Champaign motivierte mich viel stärker als die an irgendeiner deutschen Universität. Das deutsche Lehrstuhlssystem führt zu einer ununterbrochenen Konkurrenz auf allen Ebenen: Um Drittmittel, um studentische Hilfskräfte, um DoktorandInnen- und Sekretärinnenstellen. Dazu kommt unsere deutsche Mentalität des Meckerns und der Kritikasterie. Das zusammen ist im Alltag zermürend und oft demotivierend. Ein wichtiger Unterschied ergibt sich aus dem US-amerikanischen Tenure-System, die Auswahl erfolgt früher, die Anerkennung und gezielte Förderung der Graduierten ist so hoch wie in Deutschland nie. Meine Sternstunden an amerikanischen Unis habe ich mit Graduierten erlebt. Dass es so viele gleichzeitig an einem Department gibt – in Urbana haben wir 15 –, mit denen man einen Wahnsinns-Workshop über neueste Poesie machen kann, das macht Riesenspaß. Es wird eine ganz andere Denkkultur möglich, die Arbeit mit den Graduierten ist der absolute Luxus für mich als Professorin. In Deutschland kämpfen meine DoktorandInnen eher einzeln, um

---

---

Plätze an Graduiertenkollegs anderer Universitäten oder um Stipendien, sie sind nicht in die Lehre und Forschung des Instituts integriert, somit auch nicht auf den Berufsalltag einer WissenschaftlerIn vorbereitet. Es ist die Ausnahme, den eigenen DoktorandInnen den Erwerb von Lehrerfahrung zu ermöglichen, während das hier alle als Teaching Assistants lernen. Im Effekt dessen sitzt mir hier ein ganz anderer Typ von Graduierten gegenüber, wir sind beide Lehrende, wir stehen uns viel näher, das ist aufregend und fordernd.

Der Nachteil des amerikanischen Systems ist aus meiner Sicht, dass die Graduierten zu viele Stunden unterrichten. Zwei Drittel ihrer Zeit widmen sie der Lehre. Insbesondere als AnfängerIn ist das aber sozial und psychisch unglaublich anstrengend. Dem eigenen Studium bleibt das letzte Drittel ihrer Kraft. Das ist schade, ich hätte so gern noch viel intensiver mit ihnen gearbeitet. Ideal wäre, mit dem Tenure Track auch das Graduiertensystem als Eins-zu-Eins-System nach Deutschland zu übertragen, ein Seminar lehrend und eins unterrichtend.

**FOCUS** In Ihrem Buch *Paperboot* von 1997 beschäftigen Sie sich mit gleichaltrigen AutorInnen. Auf S. 10 behaupten Sie, in der DDR der 1980er Jahre hätten viele junge Leute produziert, „ohne sich die Kunstwürdigkeit ihres Tuns durch irgendwelche Institutionen bestätigen zu lassen.“ Durch Ihre Arbeit geraten Sie selbst nun jedoch in die Rolle der bestätigenden Mitgestalterin eines Kanons, oder?

**BD** Das ist doch kein Widerspruch. Ich bin erst im Ergebnis der Doktorarbeit in diese Rolle geraten, ich verfügte noch nicht über die Macht einer offiziellen Institution. Als ich die Interviews machte, und die Texte kennenlernte, war ich am Anfang, genau wie „meine“ AutorInnen. Die Verständigungsprobleme waren vor allem politischer Art, ich habe mich mit Texten von AutorInnen befasst, die den Mut hatten, vom staatlich vorbestimmten Ausbildungsweg abzuweichen, mehr oder weniger „auszusteigen“. Ich dagegen hatte zwei Kinder, war verheiratet, Sozialistin, ganz an der frisch an der Akademie der Wissenschaften, ich war absolut Teil des Systems. Ich hatte erwartet, dass viele sich dem Gespräch mit „so einer“ verweigern würden. Viele von ihnen wurden von der Stasi observiert, drangsaliert, behindert. Mich dagegen versuchte die

---

Stasi anzuwerben. Es war überraschend, dass mich niemand von den befragten AutorInnen und KünstlerInnen abwies, dass sie fanden, wenn ich gründlich lese und mich wirklich für ihre Texte interessiere, warum nicht?

Ich habe erst im Laufe der Arbeit entschieden, nicht über die Literaturszene als ganze zu schreiben, sondern nur über deren Autorinnen. Das störte eine Menge [Kanon-]Modelle und ist auch nach wie vor schwer in den Kanon hineinzuschreiben. In der besten Literaturgeschichte der DDR, der 1997 von Wolfgang Emmerich gründlich überarbeiteten, kommen diese AutorInnen nur am Rande vor. Die Marginalisierung übernehmen bis heute hunderte Studierende als Fakten, weil sie kaum auf die Quellen zurückgehen und die Wertungen kritisch überprüfen. Viele Bücher dieser Autorinnen sind heute auch nicht mehr greifbar. Studierende, die ich im Laufe eines Seminars oder Vortrags auf bestimmte, nicht im Kanon enthaltene Namen aufmerksam mache, können die empfohlenen Texte gar nicht mehr lesen.

**FOCUS** Gibt es Versuche, diese Texte zu sichern?

**BD** Mit einer Kollegin aus der Freien Universität Berlin versuche ich gerade, ein Internet-Archiv-Projekt auf die Beine zu stellen. Allerdings verfüge ich nicht über die technologische Kompetenz, die dazu nötig ist. Es gibt in Deutschland einige Leute, die ähnliches vorhaben, aber der sinnvollen Koordinierung aller dieser Projekte steht die Konkurrenz um Forschungsmittel mal wieder entgegen.

**FOCUS** Ihr neues Buch *Jünglinge der Moderne* (2006) befasst sich nun weitgehend mit kanonisierten Autoren. Ich sehe in dieser Studie eine doppelte Distanzierung von *Papierboot*: erstens gehen Sie 100 Jahre zurück und zweitens richten Sie Ihr Interesse auf Männlichkeit und auf Autoren statt Autorinnen.

**BD** Wenn man sich die Themen der heutigen Habilitationen anguckt, erkennt man ein konservatives Element der deutschen Germanistik. In der aktuellen Inlandsgermanistik sind Kompetenzen auf dem Gebiet der frühen Neuzeit und des 18. Jahrhunderts viel höher angesehen, als solche, die das 20. oder gar 21. Jahrhundert betreffen. Darin zeigt sich meines Erachtens

---

eine Geringschätzung der jüngeren Zeitgeschichte und der aktuellen Gegenwartsliteratur. Sie wird ab und an unterrichtet, aber weniger als habilitationswürdig angesehen. Zum Thema meines Habilbuches bin ich gekommen, weil die Dissertation das Interesse an Geschlechterfragen geweckt hatte, ich jedoch das Stereotyp Frau forscht über Frauen bzw. Geschlechterforschung gleich Frauenforschung verlassen wollte. Außerdem ließ mich der Gegenstand Jugendkultur, Jugendzeitschriften, der Blick der jeweils Jungen auf ihre Gesellschaft nicht los. Daraus ergab sich die Entdeckung, dass sich der gesellschaftliche Umbruch um 1900 im Zeichen eines Jugendkults und einer Abwertung von Erfahrung und Alter vollzog.

**FOCUS** Wie sieht Ihr nächstes Projekt aus?

**BD** Ich habe zwei. Eins ist Ergebnis der Vorlesungen über die Geschichte der DDR-Literatur, die ich 2005 und 2007 an der HU hielt. Ich traf auf riesiges Interesse und völliges Unverständnis über die Entstehungs- und Wirkungsbedingungen von Literatur in einer sozialistischen Gesellschaft. Zugleich gibt es kaum noch Lehrangebote dazu, nicht einmal an ostdeutschen Universitäten, von den Schulen ganz zu schweigen. Lehrstuhlausschreibungen, die die Kenntnis der DDR-Literaturgeschichte als Kompetenz anerkennen würden, gibt es gar nicht. Deshalb habe ich mich entschlossen, Wolfgang Emmerichs kanon-bestimmender Literaturgeschichte meine (ostdeutsche, feministische, generationsbedingte) Perspektive auf diese Literatur an die Seite zu stellen. Ich maße mir nicht an, als einzelne eine zusammenhängende „Literaturgeschichte“ zu schreiben, das ist ein Lebenswerk, sondern ich möchte heutigen Studierenden und LehrerInnen über Fallbeispiele die Komplexität und Interessantheit dieser Geschichte zugänglich machen, Lesende auf meine Weise neugierig machen und in die Widersprüche dieser historischen Ausnahmesituation verstricken.

Das andere Projekt betrifft die deutsch-jüdische Geschichte der DDR. Die bewusst in die DDR eingewanderten jüdischen Intellektuellen blieben für mich vor 1989 in ihrer jüdischen Identität weitgehend unsichtbar. Erst im letzten Jahrzehnt [der

---

DDR] fingen viele wie z.B. Jurek Becker oder Stephan Hermlin an, auch die jüdische Seite ihrer Identität öffentlich zu artikulieren. Mich interessieren die Gründe dafür, gerade jetzt, da in Deutschland der Paradigmenwechsel vom Schuld- zum Opferdiskurs zu erleben ist. Das wird von der Quellenlage her wieder schwierig, denn ich weiß von vielen AutorInnen ja gar nicht, ob sie „DDR-jüdische“ sind. Wie komme ich an Lebensgeschichten, Menschen und Texte, die nicht schon bekannt sind? Das ist auch wieder ein Kanonproblem.

**FOCUS** Sie sind ja seit *Papierboot* sozusagen Expertin für schwierige Quellenlagen. Ich freue mich schon auf diese Projekte und Bücher. Wir bedanken uns herzlich für das Interview.

*Das Interview führte Todd Heidt*

---